

Ambivalenzen geschlossener und offener Gesellschaften

Einführung und Begrüßung zum 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Olaf Struck

Sehr geehrter Herr Präsident Voßkuhle, lieber Herr Präsident Ruppert, liebe Frau Kanzlerin Steuer-Flieser, verehrte Kolleginnen und Kollegen aus der Soziologie, geschätzte Gäste, im Namen des Vorbereitungsteams begrüße auch ich Sie sehr herzlich zum 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg.

Das Thema des Kongresses

Als wir Anfang 2015 über das Thema dieses Kongresses sprachen, da diskutierten wir in Bamberg die aktuellen Entwicklungen, die Fluchtbewegung nach Europa, die Zunahme der sozialen Ungleichheit, die Abschottung von Eliten, Angriffe auf Minoritäten, Presseunfreiheit, die Ausspionage von NSA, Google und Co. Und irgendwann bemerkten wir, dass wir immer wieder um die Frage kreisten, wie viel Offenheit und wie viel Geschlossenheit ist in Gesellschaften und Organisationen kulturell, sozial und wirtschaftlich möglich und effizient? Wie viel Offenheit von globalisierten Märkten, von Grenzen, von vormals Vertrauen stiftender Privatsphäre wird kulturell und sozial als bereichernd oder als bedrohlich beurteilt?

Zu der Zeit der Themenfindung wurde besonders Flucht für eine breitere Öffentlichkeit in Europa zu einem wichtigen Thema. Es gab in den Jahren und Jahrzehnten zuvor auch vergleichbar große Migrationsbewegungen, aber eben kaum zu uns. Das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen spricht von 65 Millionen Menschen, die aktuell auf der Flucht sind, vertrieben durch Krieg, Armut, Umweltkatastrophen oder politische und religiöse Repressionen. Hinzu kommen etwa 200 Millionen Menschen, die versuchen, existentieller finanzieller Not zu entkommen und eine Arbeit zu finden.

Es war damals klar, wir werden eine neue intensive Diskussion darüber bekommen, ob, in welchem Umfang und in welcher Weise wir uns abschotten werden, um unseren Wohlstand nicht zu gefährden. Den Wohlstand nicht zu gefährden gilt der überwiegenden Mehrheit der Politiker/-innen als notwendig, damit die Integrationsbereitschaft nicht gefährdet wird. Abschottung für Integration: Wir Soziologinnen und Soziologen lieben solche Paradoxien. Sie sind uns Anlass genauer hinzuschauen: Seit weit mehr als einem Jahrhundert ignorieren wir, dass Deutschland eine Einwanderungsgesellschaft ist.

Entsprechend war und ist etwa unsere staatliche Arbeitsmarkt-, Sozial- und Bildungspolitik auf Zuwanderung unzureichend eingestellt.

Aber nicht nur bei grenzüberschreitender Wanderung, sondern auch innerhalb von Gesellschaften, und auch dann, wenn sich Gesellschaften in ihren Leitbildern und Normen als offen präsentieren, können wir Schließungspraktiken beobachten. So sind Frauen und bildungsschwächere Gruppen, gesundheitlich Benachteiligte oder Migrantinnen und Migranten in sicheren und gehobenen Berufspositionen sowie in politisch und wirtschaftlich einflussreichen Gruppen stark unterrepräsentiert und teilweise ausgeschlossen. Chancengleichheit in den Statuten, aber status- und herkunftsabhängige Bildungs-, Erwerbs-, Einkommens-, und Lebenschancen – eingespart vielfach schon im Kindergartenalter. In diesem Spannungsfeld, das in Gesellschaften und Organisationen zwischen Leitbildern und Normen einerseits und der Praxis und den verfügbaren kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Ressourcen andererseits besteht, bewegen wir uns mit unseren soziologischen Analysen und dem Kongress. Dabei beobachten wir Auseinandersetzungen um die Definitionsmacht des „Guten“ oder „Normalen“ und Konflikte um knappe Ressourcen.

Und wir beobachten Verteilungen von gesellschaftlichen Positionen und darauf basierende Handlungsmöglichkeiten: Mit der gleichen Wahrscheinlichkeit, mit der Kinder von Beamten Beamte werden, bleiben Kinder von Armen arm. Seit langer Zeit und ungeachtet von 150 Jahren Sozialpolitik, Chancengerechtigkeit in der Verfassung, 50 Jahren Bildungsexpansion und immensem Produktivitäts- und durchschnittlichem Wohlfahrtsgewinn besteht soziale Schließung fort. Und während die Erwerbseinkommen der unteren Gruppen gesunken sind und die der Normalverdiener stagnierten, sind die Reichen in unglaublicher Geschwindigkeit immer reicher geworden. Noch in den 1970er Jahren verfügten die Einkommensreichen ein Prozent der Bevölkerung in Europa über etwa sieben Prozent des Bruttoinlandproduktes. Heute verfügt diese Gruppe über etwa 30 Prozent. Die vieldiskutierte Gentrifizierung ist letztlich dann noch eines der kleineren Probleme, angesichts der wirtschaftlichen Einflussnahme auf die wirtschaftliche Wettbewerbspolitik von Staaten, die darauf mit Flexibilitätsprogrammen für die Erwerbsbevölkerung und Steuersenkungen und Anlagenanreizen für Kapitalbesitzer reagieren.

Schließung und Segmentierung nehmen innerhalb von Gesellschaften eher zu als ab. Und dies als Ergebnis offener wirtschaftsliberaler Marktgesellschaften. Auch hier treffen wir auf Ambivalenz. Die Sorge vieler Menschen von den Errungenschaften offener und demokratischer Marktgesellschaften ausgeschlossen zu sein, hat zugenommen. Offene wirtschaftsliberale Gesellschaften sind offenkundig nicht bei allen Menschen populär. Offene Gesellschaften, die in ihnen entstehenden ungleichen Verteilungen und Ängste vor Abstiegen geben Populisten sowohl Anlass und auf der Basis demokratischer Freiheitsrechte auch Raum für ihre Versuche, Macht zu erwerben.

Und an Ungleichheit und Ausschluss wird auch die neue vermeintlich offene Welt des Internet und der Digitalisierung nichts ändern. Eher im Gegenteil:

Das Internet und darin Soziale Netzwerke haben sich als Diskussionsmedium etabliert. Der Zugang zur digitalen Öffentlichkeit bei Facebook und Co. scheint für alle gleichermaßen offen. Aber Menschen sind im Internet mit Filterregeln konfrontiert, die auf ihre vorhandenen Personendaten und ihr Verhalten im Netz abgestimmt sind. Die Filteralgorithmen können sie selber nicht direkt beeinflussen. Und sie treffen auf Meinungen, die sich nahezu ausnahmslos mit ihren eigenen Meinungen decken oder ihnen zumindest stark ähneln. Eine stetige Selbstvergewisserung der eigenen Anschauung ist die Folge. Betroffene sind damit durchaus zufrieden und genau darauf setzen ja auch Filterregeln, die ein positives Umfeld für ihre Werbebotschaften oder auch politische Inhalte schaffen sollen. Aber das noch größere Problem besteht darin, dass riesige Mengen an Informationen verbreitet werden, die für sich genommen sowie in ihrer Menge keinen Sinn vermitteln. Die schnelle Neuigkeit schlägt das ruhige

und grundlegende reflektierte Wissen, die riesige Quantität der Informationen die qualitativ hochwertige Analyse. Wissenserwerb und abgewogene Entscheidungen benötigen Zeit und vollständige Kommunikation, auch mit Fachleuten. Aber kritische Reflexion, Prüfung und sinnstiftendes Zusammentragen von Information und Auffassungen durch qualifiziertes Fachpersonal, die fähig und in der Lage sind Informationen etc. zu validieren, sie mit Hintergrundwissen zu versehen und sie vor dem Hintergrund eines Wissensstandes zu bewerten und einzuordnen, so wie wir dies am ehesten noch in den sogenannten Qualitätsmedien oder in wissenschaftlichen Journalen finden, findet im Internet kaum statt. Es verzaubert im Rauschen der permanenten Meldungen und Meinungen. Dabei ist das ökonomische Modell der Ambivalenz des zugleich freien aber zugleich auch sortierenden und streitenden Qualitätsjournalismus nicht zuletzt auch durch die Werbekraft neuer digitaler Medien bedroht. Und dann?

Im Arbeitsleben dienen die digitalen Techniken der Beschleunigung, der Automatisierung und Rationalisierung – das steigert Produktivität und dieses ist für sich genommen gut so. Die neuen Automatisierungs- und Informationstechniken erlauben es aber auch, dass sehr viele Menschen nur noch Zulieferer für technische Algorithmen sein werden. Technische Algorithmen, die immer auch kontrollieren und vielfach manipulieren. Und Automatisierungs- und Informationstechniken erlauben es, dass nur wenige diese steuern, programmieren und fortentwickeln werden. Es ist eine Entscheidung zwischen wachsender Standardisierung, Einfacharbeit und Fremdkontrolle auf der einen, und die Möglichkeit, Handlungsspielräume und Verantwortung nutzen zu können, auf der anderen Seite.

Entscheidungen, in welche Richtung gegangen werden kann, werden schon im Bildungssystem getroffen. Wenn wir unsere Bildungssysteme und arbeitsorganisatorischen Strukturen nicht auf Eigenverantwortung ausrichten, wenn wir nicht in der Schule, in der beruflichen Ausbildung und auch an unseren Hochschulen intensiver reflexives und kritisches Lernen fördern, anstatt – wie oft im Bachelor – Lehrbücher auswendig lernen lassen, dann werden die Informations- und Automatisierungstechniken aus Mangel an tatsächlich breit ausgebildeten Menschen dazu beitragen, dass Segmentierungslinien in den beruflichen und sozialen Strukturen noch tiefer werden, als sie ohnehin schon sind. Wir haben dann noch weniger Menschen, die Prozesse und Strukturen tatsächlich kontrollieren und eher viele, die kontrolliert werden.

Sie merken, es gibt hinreichend Anlässe für unser Thema Geschlossene Gesellschaft. Und Sie haben mit Ihren vielen Ideen das Programm unseres Kongresses mit zahlreichen wichtigen gesellschaftlichen Bereichen ausgestaltet. Sehr viele Ad-hoc-Gruppen und Sektionen gehen auf das Thema ein. Teilweise mit Sprachwitz, was vermutlich die Zahl ihrer Besucherinnen und Besucher steigert: Ich nenne nur „Körperöffnungen“. Andere greifen das Kongressthema wissenschaftlich nüchtern auf. Dabei gibt es Titel, die sind dabei derart selbstbezogen, dass man den Eindruck gewinnen kann, sie wollen gerne unter sich bleiben. Auch ok: Schließung so oder so interpretiert.

Veranstalter/-innen von Soziologiekongressen hoffen immer darauf, dass sich Sektionen und viele Ad-hoc-Gruppen auf das Thema einlassen. Und wenn es geschieht, dann freut und motiviert das sehr. Wir haben uns über die Resonanz jedenfalls sehr gefreut.

Der letzte Soziologiekongress in Bamberg hat sehr viel Resonanz erzeugt, es war 1982 und das Thema war die „Krise der Arbeitsgesellschaft?“, versehen mit einem Fragezeichen, das aber vielen Kolleginnen und Kollegen ein Ausrufezeichen war. Er hat viele Aufsätze und Bücher provoziert. In einer Sonderveranstaltung, morgen am historischen Ort in der Aula in der Innenstadt, werden wir über die alten und neuen Krisen der Arbeitsgesellschaft sprechen.

Ich bin gespannt darauf, ob es uns auch auf diesem Kongress gelingen wird, den sozialen Mechanismen offener und geschlossener Gesellschaften ein wenig näher zu kommen. Und ich bin neugierig darauf, ob und wie wir dies in späteren Aufsätzen dokumentiert sehen.

Die Analyse geschlossener und offener Gesellschaften

Unser Thema Geschlossene Gesellschaften klingt auf den ersten Blick einfach und etwas provokativ. Aber so einfach ist es nicht. Wir haben es ja immer mit einer Ambivalenz gleichzeitiger Offenheit und Geschlossenheit zu tun.

Undurchlässig geschlossene Gesellschaften, Organisationen oder Gruppen gibt es nicht. Offene auch nicht. Es kommt auf die Regulierung und dabei auf das richtige Maß zwischen Geschlossenheit und Offenheit an. Dabei ist es harte Arbeit für die Soziologinnen und Soziologen methodisch versiert zu beobachten, welche Ursachen zu mehr oder weniger Offenheit bzw. Geschlossenheit führen und welche sozialen Folgewirkungen sich ergeben.

Offenheit und Geschlossenheit stehen in einem Wechselverhältnis zueinander. Öffnung im inneren, Öffnungen in noch unvertrautem ungeschütztem Verhältnis, bei der Anwältin, beim Arzt oder bei gemeinsamen Entwicklungsprozessen, sei es Liebe, Forschung oder Machtausbau, binden derart viel Aufmerksamkeit und Anfangsvertrauen, dass Schließungen des gemeinsamen Raumes von den beteiligten Akteuren als hilfreich empfunden werden. Offenheit, individuell, in Organisationen, Gruppen und Gesellschaften kann Vielfalt, Neuerungen und Innovationen fördern. Offenheit kann neue Perspektiven einbeziehen und Räume für neue Erfahrungen eröffnen.

Offenheit geht aber oft auch mit komplexen Abstimmungs- und Integrationsproblemen einher. Offenheit und Diversität, die Verarbeitung neuer Beobachtungen und Erfahrungen, die gemeinsame Definition der Situation sind – wie wir von Alfred Schütz und Erving Goffman erfahren haben – anstrengend und benötigen immer auch Aufwendungen für Koordination und Kommunikation in Form von sozialem, kulturellen und ökonomischem Kapital und Zeit. Durch Schließung können Gesellschaften, Organisationen oder Gruppen schlicht Transaktionskosten vermeiden. Äußere Offenheit und unvertrautes Neues kann zudem jenen, die keine flexiblen Anpassungspotentiale in Form von Bildung, Vermögen, Zeit, Zugriffsmöglichkeiten auf hinreichende Unterstützung haben, Besorgnis oder gar Angst bereiten.

Dies umso mehr unter stärkeren Wettbewerbsbedingungen der Globalisierung. Je mehr sich Gesellschaften und Organisationen nach außen öffnen, umso wichtiger sind besonders Bildung und Ausbildung, aber auch allgemeine soziale Sicherungssysteme der Gesundheitsvorsorge, der Kinderbetreuung und der Integration in den Arbeitsmarkt, damit sich Menschen den flexiblen Anforderungen stellen können. Gelingt es Wohlfahrtsstaaten nicht, dass Menschen hinreichend Flexibilitätspotentiale aufbauen und dass jene Menschen, bei denen es schwierig ist, Beratung und Unterstützungsangebote erhalten, dann schwindet real und subjektiv Sicherheit. Mit der mangelnden ökonomischen, sozialen und kulturellen Teilhabemöglichkeit geht dann zugleich auch verminderte politische Teilhabe einher.

Je komplexer Strukturen und Prozesse eingeschätzt werden, umso eher versuchen Menschen durch Koordination und Spezialisierung in geschlossenen Strukturen die Kräfte zu wahren, zu bündeln und einen Überblick über das vermeintlich Wesentliche zu behalten. Dabei helfen Gemeinsamkeiten in Präferenzen, Werten, Zielen und den grundlegenden Kompetenzen, um gegenseitige Abstimmung zu erleichtern und Koordinationskosten gering zu halten.

Über Schließungen werden in Gesellschaften und Organisationen dann aber zugleich auch Zugänge zu sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Lebens- und Teilhabechancen gesteuert, soziale Rechte, Anerkennungen, Privilegien und ökonomische Begünstigungen verteilt. Wohl dem, der über Ressourcen verfügt, die ein größeres Maß an Autonomie zulassen und wohl dem, dem es möglich ist, nicht in Konkurrenz treten zu müssen.

Die Gestaltung von Öffnung und Schließung umfasst soziale Ungleichheit und sie umfasst ebenso kleinere oder mitunter auch sehr große Demokratiedefizite bzw. Mitbestimmungsmöglichkeiten und Fragen von Macht über Menschen.

Auf Dauer besonders problematisch im Sinne des Selbsterhaltes sozialer Einheiten ist dann, dass Geschlossenheit längerfristig zu kultureller, sozialer und ökonomischer Verarmung führt. Enge Standards, bürokratische Routinen, eingefahrene Institutionen, enge Vernetzungen sind wie das Leben im engen Tal: Man sieht alles, was der Nachbar sieht und man weiß nahezu alles was auch alle Nachbarinnen wissen, man folgt den Normen und Gebräuchen. So verhindert Geschlossenheit mittel- und langfristig letztlich Neuerungen und Wandel.

Entsprechend sind Gesellschaften und Organisationen, denen es gelingt Mechanismen zu finden, um Schließungen nicht dauerhaft zuzulassen, die es sich erlauben können Normabweichungen zuzulassen bzw. Räume für sie zu erhalten oder zu schaffen, und denen es gelingt Transparenz und Offenheit über Eintritte neuer Generationen und neuer Kohorten, über Fremd- und Selbstkritik, Ressourcetransfer und Verfahrensgerechtigkeit immer wieder herzustellen, längerfristig im Vorteil gegenüber jenen, die stärker mit Schließungen, strikten Standardisierungen und ähnlichen arbeiten.

Regelungen für Öffnungen sind aus funktionalistischer oder neo-institutionalistischer Perspektive umso wichtiger, als mit der kurzfristigen Effizienz von Geschlossenheit zugleich Verteilungsgewinne, Einfluss und Macht erhalten oder ausgebaut werden und damit zugleich Anreize für eine Fortsetzung des Zusammenwirkens in eher geschlossenen Gruppen und Gesellschaften bestehen. Mit der Frage zu den Regeln sind wir wieder bei den Balancen von Schließungen auf der einen und Öffnungen auf der anderen Seite.

Der Soziologie geht es dabei um die Beobachtung von Ursachen, die zu mehr oder weniger Offenheit oder Geschlossenheit führen und es geht ihr um die Beobachtung von Folgewirkungen. So versuchen wir soziale Mechanismen zu erschließen, um Akteur/-innen ein Wissen über wahrscheinliche Folgen bereitstellen zu können, mit denen sie bei ihren Entscheidungen für mehr oder weniger geschlossene Strukturen und Regelungen rechnen können. Was Akteur/-innen daraus machen, welche Schlüsse sie aus unserem Wissen ziehen, welche Handlungen sie vollziehen, werden Soziologinnen und Soziologen dann wiederum beobachten.

Das Organisationsteam hat versucht, den Rahmen dafür zu schaffen, dass der Kongress in diesem Sinne spannende Diskussionen über Erkenntnisse und neue Beobachtungen anzuregen vermag.

Danksagung

Von dieser Stelle aus möchte ich die Gelegenheit nutzen und mich schon jetzt sehr herzlich für die schöne Vorbereitungszeit beim Organisationsteam zu bedanken. Wer weiß, was in den nächsten Tagen alles an Kritik kommt und was alles schief geht ... und so bitte ich schon jetzt um einen kräftigen Applaus.

Mein besonderer Dank gilt natürlich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Organisationsbüros, allen voran Stefanie Schmidt, die das Kongressmanagement mit Charme und Kraft sehr schnell in

einen Eisbrecher umgebaut hat und die ich unendlich schätzen gelernt habe. Früh im Team waren auch Tina Förtschbeck, die heute auch durch das Programm führt und Verena Eberler und Bastian Heindrichs, die neben ihrem Studium sehr viel Zeit und Ideen eingebracht haben. Kathrin Ott hat im Sekretariat sehr viele Verwaltungsaufgaben übernommen und nicht zuletzt stand meine Sekretärin Claudia Bauersachs dem Kongressteam mit viel Rat und Tat zur Seite.

Mich haben sie auf den Bug gesetzt und mir Hafenstädter konnten sie einreden, ich hätte die wichtige Aufgabe einer Galionsfigur einzunehmen. Den Kurs des Schiffes beobachten und es vor Unglück bewahren. Ich vermute allerdings, die Crew wollte mich möglichst weit weg vom Steuer haben. In dem kleinen Team wurde hart gearbeitet und es wurde zum Teil sehr dickes Eis gebrochen. Und sehr vieles, was uns an Anforderungen oder Auflagen begegnete, war satirereif. Mitunter konnten wir uns vor Lachen nicht halten. Mit Stefanie am Steuer, dem Team an den Tauen hat die Zusammenarbeit mit der Verwaltung und der Haustechnik dann aber auch super geklappt. Ich möchte mich bei allen vielen Beteiligten ganz herzlich für ihre Geduld und Flexibilität bedanken.

Mein Dank gilt natürlich auch der Leitung der Universität, namentlich unserer Kanzlerin Frau Dagmar Steuer-Flieser, dem Präsidenten Godehard Ruppert, dem Haushälter Herrn Georg Schrepfer sowie unserem Juristen Herrn Andreas Crone für ihren Rat und ihr Vertrauen in uns. Die Universität hatte kaum gezögert das Gesamtrisiko zu tragen, was eine große Hilfe gewesen ist. Bedanken möchte ich mich bei meinen Kollegen Michael Gebel, Elmar Rieger und Steffen Schindler, die den Kongress inhaltlich mitvorbereitet haben. Uns werden heute und in den nächsten Tagen über 60 Studierende bei der Durchführung des Kongresses unterstützen. Auch ihnen eine großes Dankeschön.

Herzlichen Dank auch den Verlagen und Softwareherstellern, den Kolleginnen und Kollegen der ausstellenden Institute, der Oberfrankenstiftung und der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ohne deren Unterstützung ist ein solcher großer Kongress mit mehr als 800 Vorträgen und etwa 2300 Teilnehmerinnen und Teilnehmern nicht durchzuführen. Und zum Schluss bedanke ich mich bei dem Vorstand und der Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Hier namentlich für alle Vorstandsmitglieder bei Stephan Lessenich und bei Sonja Schnitzler für die freundschaftliche, wie immer hoch engagierte und unkomplizierte Zusammenarbeit.

In dieser Woche werden wir intensiv tagen und unsere Argumente und Beweisführungen schärfen. Der wissenschaftlichen Tradition folgend können wir auf zwei Arten von Lernorten zurückgreifen. Tagsüber die Räume der sozialwissenschaftlichen Fakultät, die sich nicht so sehr von anderen unterscheiden. Abends geht es in die Kneipen, Gaststuben und auf die Keller der historischen Altstadt. Diese unterscheiden sich dann in Menge und Qualität sehr wohl von vielen anderen Städten und sie sollten diese Lernumwelten ebenfalls intensiv nutzen.

Willkommen in Bamberg.